

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 146.

Montag, 25. Juni.

1928.

(2. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Ein glodenhelles Lachen kam aus dem schöngeschwungenen Frauenmund, den dunkelrote Lippen selbstsam abstachen von dem bleichen Gesicht. Und dann sagte sie, und ließ dabei ihre Augen von einem zum anderen wandern:

„Sie halten mich gewiß für ein recht verwöhntes Menschenkind!“ Ein Seufzer folgte. „Mitunter trägt der Schein! Hummer und Kaviar, schöne Kleider und ein Kraftwagen brauchen noch lange kein glückliches Leben auszumachen! Ich habe soeben den Nizzaer Trubel hinter mir, den Karneval, aber auf einmal stand mir der Spektakel bis zum Hals. Ich ließ meine Koffer packen und den Kraftwagen anfordern! Komme heute von Frankfurt am Main! Wollte eigentlich in Magdeburg übernachten. Aber eine Unruhe überkam mich, Sehnsucht nach Hamburg, nach meiner Heimatstadt, nach meiner schönen Villa im Frauental. Und da muß gerade vor Ihrem Hause der dumme Kasten umschlagen und ich mir ein Bein brechen!“

„Schicksal,“ sagte Kurt Lenzing. Und schmunzelte dann. „Wir blasen jetzt Trübsal hier! Haben im Winter eigentlich nichts zu tun, als in die Viehställe zu sehen und zu lesen! Hocherfreut würden wir sein, wir dürften Ihre Anwesenheit unter unserem bescheidenen Dache einige Zeit genießen!“

„Wir bitten recht herzlich, bleiben Sie hier, bis Ihr Bein wieder vollkommen in Ordnung ist,“ meinte Ernst. „Ist ja an und für sich nichts von Belang, so ein Bruch, aber ruhig liegen muß man da!“

„Unbedingt,“ pflichtete Kurt bei.

Das spitze Züngchen der Patientin fuhr über die Lippen. Eine sehr schöne Handbewegung machte sie. Der weite Ärmel des Hemdes fiel bis an den Ellenbogen zurück, zeigte das feingliedrige Gelenk, die schneeweiße Haut. Ein süßes Lächeln spielte um den Mund, ein Lächeln, mit dem Vira Wernstedt schon manchen betört hatte. Ein Gemisch von Hilflosigkeit und Versehen war es. Und ein Blick traf die beiden Riesen, denen das Herz heftig unter der Weste pochte, ein Blick, der ihr junges Blut heiß machte! Noch heißer!

„Nein, wie Sie sich ähnlich sehen! Gleich groß! Die gleiche Haarfarbe, einer trägt das Haar gekämmt wie der andere, da werden Sie gewiß schon entzückende Wechselungen erlebt haben!“

Die Zwillinge wurden verlegen. Versicherten, das sei noch nie vorgekommen. Aber Vira Wernstedt schüttelte den Kopf und lachte dazu.

„Das machen Sie mir doch nicht weiß! Ich kenne wahrhaftig das Leben! Ach ja, es kann so schön sein — aber ich habe kein Glück!“

Die Riesen standen da und wußten nicht, was sie antworten sollten. So weltgewandt waren Sie doch nicht! Und ein Duft schwelte im Zimmer, der sich schwer auf die Sinne legte.

„Nun bekommen Sie auch noch rote Köpfe wie kleine Buben,“ lachte die junge Frau und verschränkte die Arme unter dem Kopf. Da saugten sich vier Augen fest an der weißen Haut, den schmalen Handfesseln, die weiten Ärmel lagen auf dem Kopfkissen. Ernst sah

sich endlich um. Die Jose war nicht mehr im Zimmer. Er riß sich zusammen, stumm, wie angewurzelt, konnten sie doch nicht an diesem Bette stehen.

„Warten wir ab, gnädige Frau, was heute nachmittag der Arzt sagt!“

„Tun wir das! . . . Und nicht wahr, wenn ich rechte Langeweile habe, zum Lesen verspüre ich keine Lust jetzt, dann darf ich Sie bitten, wenn es Ihre Zeit erlaubt, sich an mein Bett zu setzen und mit mir zu plaudern! Ich verstehe von der Landwirtschaft gar nichts, aber sie interessiert mich — wirklich!“

Die Zwillinge versicherten, daß sie jederzeit bereit seien, vor der gnädigen Frau zu erscheinen.

Mit einem freundlichen Händedruck, einem liebenswürdigen Lächeln wurden sie vorläufig entlassen.

Auf den Fußspitzen gingen sie aus dem Zimmer. Setzten sich wieder an den Tisch. Griffen nach den Zeitungen und rauchten wie die Fabriksschöte. Aber was sie lasen, wollte das Hirn nicht aufnehmen. Da legte Kurt die Zeitung hin und sagte:

„Wir wollen den Doktor bearbeiten, daß die Hamburgerin hier bleibt! Es ist für uns eine Abwechslung in dieser langweiligen Zeit!“

„Können wir tun,“ antwortete Ernst, legte die Stirn in Falten und strich mit vorgeschobener Unterlippe die Asche von seiner Zigarre ab.

Gegen vier Uhr kam der Arzt in seinem eigenen Schlitten vorgefahren. Die Zwillinge erwarteten ihn in der Diele. Baten ihn, erst einmal ins Wohnzimmer zu kommen und brachten ihm bei Bohnenkaffee, Waffeln, Kognak und einer sehr guten Zigarre bei, daß es doch wohl das Beste für die Patientin sei, sie würde einer längeren Fahrt, noch dazu bei dem kalten Wetter, nicht ausgesetzt.

Der Doktor verstand auf der Stelle.

„Sie haben ja so recht, meine Herren! Vor allem, wenn es sich um so ein zartes Geschöpf handelt! Und es liegt auch in meinem eigenen Interesse! Die Zeiten sind kümmerlich! In den grausamsten Bierdörfern läßt sich jetzt ein Arzt nieder und schnappt den Kollegen die Patienten vor der Nase weg! Auch ich kann ein Lied davon singen! Vertrauen Sie also ganz getrost meiner Fähigkeit, die Menschen zu behandeln! Ich kann nämlich nicht nur saugrob, sondern auch zuckersüß sein und verfüge außerdem über die Skala von Tönen, die zwischen diesen beiden Extremen liegen! . . . Und heute ist es wieder hundekalt! Ich würde mich herzlich freuen, ich fände nachher einen anständigen Glühwein oder sonst was ähnliches vor, wenn ich meine schwere Pflicht erfüllt habe!“

Frau Vira Wernstedt hatte ihr Taubensüppchen, die Hammelkoteletts mit Bohnen und Kirschkompott mit gutem Appetit verzehrt, dazu ein Glas Wein getrunken, das durchaus nicht nach ihrem Geschmack war. Hatte die Jose hinausgeschickt und ein wenig gedöst — und dann sich mit der Gegenwart beschäftigt. Sie machte sich nichts vor. Von dem Trubel dieses Winters war sie arg übersättigt. Das Hotel Méditerranée in Nizza und dieses bessere Bauernhaus in der Altmark waren Gegen-

füße! Die besonders herzerfrischend wirkten, weil hier zwei junge, und, wie es ihr schien, von der großen Welt, in der man sich nicht langweilt, noch recht unbelebte Brüder hausten. Ein paar Bären! Denen die Köpfe ein wenig zu verdrehen, das war doch etwas anderes! Und wie man im lieben Hamburg die Hände zusammen schlagen würde! Die verwöhnte Bira auf einer Kutsche! Bei zwei jungen, unverheirateten Männern! Man würde wieder einmal den Mund entsetzlich weit aufreißen — und ihr Bruder mit seinen stahlharten Augen kam angest, um ihr die Leviten zu lesen! Und — die Altmark war ja nur einen Kagensprung weit weg von Hamburg — für Leute, die einen guten Kraftwagen besaßen —, eine und die andere ihrer Freundinnen trieb die Neugier natürlich auch einmal hierher! Das gab eine kleine Hatz! . . . Sie hörte den Arzt kommen! Ein verstehendes Lächeln spielte um ihren Mund. Der wurde jetzt bearbeitet, er sollte ihr einreden, die Heilung hier abzuwarten. Natürlich sträubte sie sich erst, um sich dann mit einem Seufzer den ärztlichen Anordnungen zu fügen . . .

Die Zwillinge mußten sehr lange auf die Rückkehr des Doktors warten. Als er endlich erschien, lachte er vergnügt in seinen braunen Vollbart.

„Knochen wie'n Spag! Merkwürdig, daß dem Porzellanfigürchen bei dem Umschmiß weiter nichts zerbrochen ist! Das Beinchen liegt jetzt in Gips. Erst tat sie zimperlich! Meinte, bei zwei solchen Don Juans könne sie doch unmöglich bleiben! Aber tranken wollte sie die beiden Don Juans nicht, sie seien sehr lebenswürdig zu ihr! Da hab' ich die Barden aber mächtig aufgeblasen und Ihr Loblied gesungen, meine Herren! Geradezu unheimlich! Wie's die kleinen Mädchen gerne hören! Also sie bleibt einstweilen! Die Fee an Ihre Hütte zu fesseln, wäre nun Ihre Sache! Wenigstens zum größten Teil! . . . Prachtvoll ist Ihr Glühwein! Profit! . . . Halten Sie sich von dem Rotzpon nur 'nen ordentlichen Vorrat auf Lager! . . . Und die Jose ist 'ne leckere Deern! Schade, daß ich nicht Hofverwalter, Inspektor, Mostereidirektor oder so was ähnliches bin bei Ihnen! Ich stände für mein Herze nicht grade! Und wenn Sie den Rat eines weisfunden Mannes zu schätzen wissen, dann würde ich Ihnen anheim stellen, dieser Deern einen liebevollen Zeitvertreib zu schaffen, damit sie ihrer Herrin immer wieder nahelegt, ihre vollständige Heilung hier auf jeden Fall abzuwarten . . . Wäre wohl für uns Männer — alle drei — das Höchstfreudlichste! Also treiben Sie für die Deern noch 'nen vierten auf! . . . Morgen komm' ich wieder! Jetzt hat der Arzt Erntezeit. Es warten noch ein paar Patienten auf meinen Besuch.“

Als der Doktor fort fuhr, standen die Zwillinge an den Fenstern. Sie sprachen lange kein Wort miteinander. Und dann unterhielten sie sich über die Wirtschaft. Aber ihre Gedanken gingen ganz andere Wege.

IV.

Auch im Werratal war ein harter Nachwinter eingezogen. Das Holzfällen in den Wäldern hatte eingestellt werden müssen, weil die Arbeiter bis über die Knie in den Schnee versanken. Das Rehwild lief herum mit wunden Schalen, verkümmerte. Konnte sich die Aesung nicht mehr zusammenscharren und schälte die Rinde von den Zweigen. Bis in den Lensingschen Park kam es. Die Hasen nagten die letzten Kohlstrünke in den Gärten ab.

Abends war es. Die gebrechliche Frau saß in einem bequemen Sessel an dem runden Familientische, ihrem ältesten Sohne gegenüber. Im großen Kachelofen knackten die Buchenscheite, der Ostwind heulte ums Haus. Ein ganz leiser Seufzer kam über Frau Lensings Lippen. Ihr Sohn sah sie an.

„Voriges Jahr saßen wir zu fünft um diesen Tisch, jetzt zu zweit! Es wird einsam um mich!“

„Mutterchen, im Frühling, in zwei, drei Monaten, bring ich dich zu Kurt und Ernst!“

„Ach ja, ansehen möchte ich mir ihre Wirtschaft noch, bevor ich sterbe!“

Die harte Bauernhand streichelte die schmale der Mutter, auf der die Adern blau heraus sprangen.

„Die Einsamkeit ist ein Uebergang!“

„Es ist nur in der Ordnung, wenn du nach dem Trauerjahr heiratest, Wilhelm!“

Er sagte schlicht:

„Ich gestehe dir ganz offen, ich sehne mich mit meinen dreißig Jahren nach Frauenliebe! Es gehört auch eine Frau in die große Wirtschaft!“

Im Lensingschen Hause sprach man sich der Mutter gegenüber offen aus. Es war zur Selbstverständlichkeit geworden.

„Es wäre wider die Natur, wenn es anders wäre, mein Sohn! . . . Ich seh dir's an, du hast noch etwas auf dem Herzen!“

„Ja, Mutter! Vor ein paar Tagen schoß in mir plötzlich ein Gedanke hoch. Ich hab ihn mir durch den Kopf gehen lassen, werde ihn nicht wieder los. Vorläufig scheint mir's keine dringende Sache zu sein. Aber es ist gut, man spricht über das, was einem keine Ruhe läßt! Mitunter kommen dem Menschen Ahnungen, Hinweise vom Schicksal können es sein!“

„So ist es! Rede nur!“

„Eigentlich ist's zum Lachen! Ich möchte dir auch nicht ohne Not den Kopf schwer machen! Nun, man spricht einmal drüber, damit man weiß, was zu tun ist — tritt der Fall ein . . . Also eines Tages wird Kurt oder Ernst heiraten wollen. Was wird dann aus dem, der ledig bleibt! Beide dann in derselben Wirtschaft, das wird nicht gut tun. Und dem, der nicht heiratet, noch ein Gut zu kaufen, werden wir nicht in der Lage sein. Es müßte denn der, der heiratet, eine Frau nehmen, die viel Bargeld mitbringt!“

(Fortsetzung folgt.)

Ehe im Eis.

Von Leo am Brühl.

Barro Barrow erwachte und reckte sich wohligh unter der Wärme des Bärenfells; langsam wandte er den Kopf und schaute nach dem Fenster der Schneehütte hin, das aus einem Stück dünnen, durchscheinenden Flußeises bestand und täglich erneuert werden mußte, weil der warme Dunst im Innern der Behausung feucht dagegenschlug, dann sofort gefror und allmählich wie mit vielen feingewebten Schleiern den Durchblick verhinderte. Aber dort, wo dieses Fenster eingebaut war, fiel jetzt kein Lichtschein herein; entweder war es draußen noch dunkel, oder aber es war über Nacht Schnee gefallen, der die Öffnung verweht hatte.

Barrow stützte sich hoch und schnalzte leise mit der Zunge. Mit langgezogenem Gähnen gab Hope, die alte Eskimohündin, Antwort, erhob sich gemächlich und trottete schlaftrunken an das mit Fellen verhängte Ausgangsloch, um gleich darauf ein verbrießliches Knurren hören zu lassen, wohl weil vor dem niederen Ausgange eine dicke Schneemauer lag, die den Austritt verwehrt.

Vorsichtig, die noch fest schlafende Kore nicht zu wecken, schälte sich der Mann aus den Decken des Nachtlagers, schlüpfte in Transtiefel und Pelziade, ergriff ein verbes Holzruder seines Kajaks als Schaufel und begann, unterstützt von der geschickt scharrenden Hope, einen Weg ins Freie zu bahnen.

Noch war draußen nicht heller Tag, aber der nächtliche Schneesturm hatte an Kraft eingebüßt und warf nur hin und wieder mit vereinzelt zornigen Stößen spitzige, winzige Kristallnadeln in die breite Mulde, die zwischen den mächtigen Schneebänken die runde Hütte Barrows barg.

Hope schnupperte emsig umher. Und dort, wo immer das kluge Tier zu wühlen ansetzte, stieß sein Herr sorgfältig die Schaufel in die weiße Decke, um die zur Nacht eingeschneiten Schlittenhunde zu befreien und herauszutreiben. Die schlüffelten das Raß aus dem wolkigen Fels, stoben davon, um sich sofort miteinander zu balgen und schließlich jaulend, mit hungrigen Augen, am Eingang der Schneehütte auf das färgliche Futter zu warten.

Kore, in gelben Seehundshosen und rotgerberden Stiefeln, mit bunter Baumwolljade und dunkler Ottermütze, kroch aus dem Schlupfloch und warf der Meute ein paar getrocknete Fische hin, um die ein lärmender Kampf entbrannte.

Barrow grub die Schlitten aus dem Schnee und brachte das Federzeug in Ordnung. Das wütende Bellen der streitenden Hunde ließ ihn aufblicken. Kore stand neben ihm.

„Weshalb schlüfst du nicht noch?“ fragte er und richtete sich auf.

Kore schaute prüfend gegen das unendliche Grau des Himmels und sagte statt einer Antwort:

„Du sollst deine Kasse bis morgen aufschieben; dann werden die Hunde weniger Mühe haben.“

„Es könnte morgen zu spät sein,“ entgegnete der Mann ernst, „zwar zeigt die Schnur, die mir deine Leute geschickt haben, noch drei Tage bis zu ihrem Ausbruch, aber ich weiß nicht genau, wie lange der Bote, der die Schnur brachte, zu uns unterwegs war. — Bedenke auch,“ setzte er besorgt hinzu, „daß wir weder Mehl noch Reis haben. Auch der Tee geht zur Neige.“

Dann lasse uns zusammen fahren,“ schlug die Frau vor, „wir nehmen die beiden kleinen Schlitten, mit denen wir besser vorwärts kommen.“

„Möchtest du gern nach Hause, Kore,“ fragte Barrow, „und die Deinen sehen, ehe sie südwärts in die Tundra ziehen?“

Kore ärgerte. Dann sah sie den Mann voll an, und in ihren blauen Augen lag ein demütiges Bitten. — Barrow überlegte; gerne hätte er dieses Wiedersehen Kores mit ihrem Stamm vermieden. Aber andererseits war der Wunsch der jungen Frau nicht ganz unberechtigt; und es wäre fast grausam gewesen, ihn ihr, die nun seit drei Jahren allein hier mit ihm in der Einöde der Eiswüste hauste, abzuschnitten.

„Es ist gut, Kore!“ entschied er. „Sorge denn dafür, daß unsere Habseligkeiten in das sichere Versteck kommen, und mache dich für die Fahrt fertig!“

Wie eine Kasse schnellte Kore an dem Mann hoch und rieb ihre Nase an der seinen. Er nahm sie wie ein Spielzeug in den Arm.

„Kaum habe ich dir erlaubt,“ brummte er scherzend, „den Tschum deiner Mutter zu besuchen, verfallst du auch schon wieder in dieses verrückte Nasenreiben. — Habe ich dich nicht gelehrt, vernünftig zu küssen?“

Kore lachte, entwand sich ihm und verschwand wie ein Wiesel in der Hütte.

Gegen Mittag fuhren Barrow und Kore mit zwei Schlitten nach Süden, der Tundra zu, um Lebensmittel gegen Seehundsfelle einzutauschen.

Kores Schlitten lag vorn, so daß Barrow kaum auf seine Hunde achten mußte und seinen Gedanken nachhängen konnte.

Vor fünf Jahren war Barrow mit einer Schar russischer Robbenjäger in das Eismeer gekommen. Dann, nach einem Jahr, als die andern mit reicher Beute ins Land zurückgingen, kannte ihn die unsagbare Schönheit, und mehr noch, die wunderbare Ruhe der weißen Einsamkeit. Er schied von seinen Gefährten, die kopfschüttelnd den närrischen Engländer seinem Schicksal überließen, und baute seine Schneehütte im ewigen Eis. Ein Jahr blieb er allein.

Endlich gingen seine ursprünglich reichen Vorräte, die in der Region des Festes nicht zu ersetzen waren, zum Schluß, und er mußte wohl oder übel versuchen, südlich in der angrenzenden Tundra einen Eingeborenensstamm zu finden, der ihm Salz und Mehl gegen Felle tauschte. Er fand den Stamm und — Kore, ein junges Mädchen, ein halbes Kind. Zuerst hatte er sie, die ihren Stammesangehörigen in keiner Weise ähnlich, nicht beachtet. Aber man hatte sie ihm immer wieder vor Augen geführt und ihm schließlich angedeutet, daß er genügend Felle bei sich trage, um außer Salz und Mehl auch noch den Kalum für das Mädchen zu erlegen. Dann könne er sie mitnehmen, wohin er wolle.

Während er anfangs den Vorschlag ablehnte, entschloß er sich nach einigen Tagen, den Versuch zu wagen, zumal er trotz der Versicherungen von Kores Mutter, Kore sei das Kind des Stammeshäuptlings, nicht daran zweifelte, daß irgend ein europäischer Pelzjäger, einmal hierher verschlagen, des Mädchens wirklicher Vater sein müsse.

Kore ging gehorjam und schüchtern mit Barrow in die Schneehütte zwischen den Dünen von unvergänglichem Eis.

Barrow, der alles in seinem Leben schon gewesen war, wurde Kores Lehrer. Er begann mit der Erklärung, daß sich der Mensch, ohne sterben zu müssen, mit Wasser oder Schnee waschen könne; Kore hatte ihn entsezt angesehen und tagelang um ihr Leben gebangt. Dann lernte sie die schwere Kunst und gewöhnte sich allmählich daran. Auch unterließ sie es bald, den Körper mit Tran einzureiben und das Haar mit ranziger Butter. Sie überzeugte sich, daß das alles nicht unbedingt zu den Lebensbedingungen gehörte. — In knapp zwei Jahren war aus der für Barrows Begriffe recht unappetitlichen Kore ein frisches, blühendes Mädchen geworden. Da fragte er sie, ob sie in die Tundra zurück wolle. Weinend verkopf sie sich.

An diesem Tage wurde Kore Barrow Barrows Weib. — Aber ihren Stamm hatte sie nicht wiedergesehen in all den

Jahren. Dies war die erste Fahrt Kores, der neuen Kore, in die Tundra.

Mit Einbruch der Dämmerung breitete sich vor Barrow und Kore die hartgefrorene Tundra; die Schlitten sprangen über Fleschen und hartes Moos, streiften an den ersten Niedergasbüschen vorüber. Rentierherden scharrten ähend im Neuschnee. Im Tschum von Kores Mutter war der Empfang Barrows festlich vorbereitet; als aber bekannt wurde, daß Kore mitgekommen war, ergriff es den ganzen Stamm mit ungebändigtem Freudentaumel. Das ganze Lager geriet in eine nicht geringe Aufregung, deren tiefster Grund die Neugierde war. Jedoch Kore enttäuschte. Je mehr sie sprudelnd erzählte, um so mehr enttäuschte sie. Was war das für eine Frau, die sich täglich mit Schnee wusch, die sich nie mehr mit Fett einrieb, die so merkwürdig gekleidet ging und nicht einmal mehr Läuse beherbergte?

Barrow schmunzelte befriedigt und war stolz auf sein Werk.

Noch am Abend wurden die Tauschgeschäfte abgeschlossen, weil in der Frühe des nächsten Tages die Zelte abgebrochen werden sollten. Barrow packte die beiden Schlitten reisefertig, fütterte die Hunde, die hier an den Leinen bleiben mußten, säuberte dann verstohlen im Tschum von Kores Mutter eine Ecke, in die er ein Tuch ausbreitete, um ein paar Stunden bis zum Wiederaufbruch zu ruhen.

Kore streckte sich neben ihm aus.

Langsam versank das Lager in Schlaf. Im Tschum brannte trüb eine Tranlampe.

— „Barrow!“
Barrow fuhr auf. Neben ihm kniete mit erschrockenen Augen Kore.

„Was ist?“

Kore zeigte stumm auf den Platz an ihrer Seite. Mit einem Sprung war Barrow auf den Beinen und hielt die Hand am Messer.

„Was wolltest du hier im Tschum?“ fragte er heiser.

Der Mann, der hinter Kore lag, erhob sich schwerfällig, und Barrow sah, daß es der Häuptling des Stammes, Kores angeblicher Vater war.

„Was ich will? — Kore!“

Barrow wurde blaß.

„Sind die bösen Geister in dich gefahren?“ stieß er, kaum beherrsch, hervor.

„Nicht in mich!“ erwiderte der andere ruhig und vollkommen seiner Sache sicher. „Aber dich haben die Geister verwirrt, daß du nicht weißt, was unter Freunden und Verwandten Brauch ist!“

Plötzlich verstand Barrow: Hier war Brauch, daß aus Freundschaft die Frauen ausgetauscht wurden zwischen dem Stammeshäuptling und dem fremden Gast. — Barrow verstand und war sich der Gefahr bewußt. Der ganze Stamm würde für den Ältesten eintreten.

„Glaubst du wirklich,“ sagte er drohend, „daß ich, der weiße Mann, dir Kore, meine Frau, überlasse, daß ich auch nur gestatte, daß du sie mit einem Finger anrührst?“

Der Alte wich zurück, als hätte ihn ein Schlag taumeln lassen. Aber er faßte sich.

„Wer du bist, ist mir gleich!“ antwortete er bedächtig, als Jude er Wort um Wort. „Aber Kore gehört dem Stamm und mir! Denn sie ist von uns.“

„Komm hierher zu mir, Kore!“ rief Barrow und zog das Messer aus dem Gürtel.

Der Alte schnellte gegen ihn wie ein Pfeil. Barrow parierte den Stoß und faßte zu.

Reuchend rangen die Männer.

„Die Gewehre!“ flüsterte Barrow. Kore huschte hinaus. Aber als sie wiederkam, lag Barrow am Boden unter dem Samojeden, der zum letzten Stoß ausholte.

Kore hob mechanisch die Flinte und zog ab. — Der Schuß bestellte gellend in die Stille. Der Häuptling sank zurück. Barrow raffte sich auf, ergriff das zweite Gewehr und zog Kore hinter sich her.

„Die Hunde vor die Schlitten!“ befahl er. „Rasch, rasch!“

Kore gehorchte, ohne eine Möglichkeit zu sehen, in der Nacht den Weg zu finden und zu entkommen. Barrow drückte sie auf den Schlitten, gab ihr die Leine in die Hand. Dann pfiff er. Sove, die alte Hündin, kam wedelnd. Aber Barrow flüschte ihr die Lederpeitsche über das Fell und schrie sie an: „Nach Hause, los!“

Sove schob heulend voraus. Hinter ihr der erste Schlitten mit Kore. Der zweite Schlitten raste los. Gerade noch konnte sich Barrow über die Säcke werfen. Hinter den Fliehenden tobte das Lager. Bis aber der Stamm begriffen hatte, was geschehen war, befanden sich Barrow und Kore in Sicherheit. Als sie vor der Schneehütte hoch im Norden anlangten, durch die Finsternis geleitet von der Hündin Sove, brach ein neuer Tag an.

Der Weisfuchs.

Von T. Augros.

Jedesmal, wenn ihr Mann seine jährliche Gratifikation bekam, war sie besonders lieb zu ihm.

Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte er sie um diese Zeit angefleht, ihm doch zu sagen, was die Ursache des großen Kummer in ihrem Leben wäre. Denn das hatte er wohl bemerkt: es war etwas . . .

Endlich hatte sie es gesagt. Sie konnte nicht länger ohne den teuren Hut leben, der in dem Geschäft an der Ecke der Beenestraße ausgestellt war.

Toll vor Freude war er, daß er es nun wußte, daß er ihr mit Hilfe eines Teils seiner Jahresprämie neues Lebenselixier einflößen konnte.

Im nächsten Jahre kehrte die Krankheit in heftigerem Maße wieder.

Und ob es nun ein Ballkleid, ein Pelzmantel oder wieder ein neuer Hut war, in all den folgenden Jahren konnte er das Heilmittel.

Wohl hatte sich seine Freude etwas vermindert, doch noch jedesmal hatte er die Gratifikation für die Gesundheit seiner Frau geopfert.

Diesmal hatte er — es war zwei Wochen her, als sich die ersten Symptome zeigten — einfach gefragt: „Was ist es und wo kann ich es kaufen?“

Es war ein Weisfuchs! Und der Name der Firma, den sie ihm ins Ohr flüsterte, verschaffte ihm eine Gänsehaut.

„Ist es so schlimm?“ hatte er schwach protestiert. Ein paar Tage war sie besonders lieb zu ihm, und dann gab er nach. Er wollte noch am selben Tage in dem Geschäft vorsprechen und ihr zwei zur Ansicht schiden lassen, dann konnte sie wählen.

Und am Nachmittag desselben Tages las sie mit vor Erstaunen weit aufgerissenen Augen immer und immer wieder den Zettel, der durch einen unerklärlichen Zufall mit den zwei Fächern in die Schachtel gepackt war: „Auf Wunsch des Bestellers die Preisetikette vertauschen. Heute nachmittag besorgen.“

Es war ein Fuchs zu zweihundert und einer zu fünfhundert Gulden. Noch eine Minute stand sie unbeweglich, in jeder Hand einen Fels. Dann huschte ein rätselhaftes Lächeln um ihren Mund.

„Aha!“ sagte sie. Mehr nicht. Aber das war genug. Als er gegen Abend nach Hause kam, wurde er von seiner Frau enthusiastisch begrüßt. Er kannte die Ursache, also beunruhigte ihn dies nicht. „Und?“ fragte er.

„Du bist ein Schak!“ sagte sie. „Sie sind alle beide prachtvoll. Und ich habe lange gezögert, bevor ich mich entschied. Sieh mich mal an, Rees. Sage mir einmal ehrlich, ob es nicht doch zu teuer für dich ist. Ist es nicht eigentlich sehr egoistisch von mir, daß ich jedes Jahr deine Gratifikation auf diese Weise verbräuche? Ich habe heute nachmittag lange darüber nachgedacht, Rees . . .“

„Aber geh“, sagte er, wirklich etwas gerührt. „Du bist nun einmal, ja, alle sagen das, eine elegante Frau, und . . .“ „Trotzdem, Rees“, sagte sie, „trotzdem will ich mich ändern. Sieh hier. Bourston und Ko. haben zwei Pelze geschickt. O richtig, die hattest du selbst ausgesucht. Nun, du bist ein tüchtiger Kaufmann. Denn der Fuchs zu zweihundert Gulden, den finde ich genau so schön wie den zu fünfhundert. Vielleicht ist der zu zweihundert nur Imitation. Aber das sieht kein Mensch. Ich nehme den billigeren, Rees. Und verwende du den Rest von dreihundert Gulden diesmal für dich.“

Zehn Minuten später sah Rees verstört da und starrte ratlos vor sich hin. Er hörte, wie seine Frau oben in ihrem Boudoir, während sie sich für das Abendessen umzog, den neuesten Operettenschlager piffte.

Einen Kaufmann hatte sie ihn genannt, einen Kaufmann . . .! Jawohl! Wenn es zum Bezahlen kam, würden sie ihm in dem Geschäft schon das richtige Etikette zeigen. Dummkopf, der er war. Und seine Frau dachte tatsächlich, daß sie ihm noch einen Gefallen erwiesen hätte. Sollte er es ihr nicht lieber sagen, sollte er sie nicht fragen, ob sie . . .

In diesem Moment läutete das Telephon. „Hallo?“ rief er ärgerlich in den Apparat. „Wer ist dort?“

„Bourston und Ko.? Ja, was ist?“

„Was sagen Sie? Verstehen Sie richtig, Sie haben die Etikette nicht vertauscht?“

„Durchaus nicht, Fräulein, nein, nein, ich nehme es Ihnen nicht übel, und ich werde auch nicht mit dem Chef darüber sprechen. Ich verspreche es Ihnen auf mein Ehrenwort. Jeder kann mal etwas vergessen, gewiß, Sie haben recht.“

(Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Willy Blocher.)

Die Eichenkiefer.

Von Elsa Maria Bud.

In einem märkischen Walde steht sie. Inmitten junger Heide, die mit Ginsterblüte goldengelb durchleuchtet ist, ragt sie einsam und merkwürdig auf. Der Gipfel sieht weit über den Hochwald hinaus, er hat mehr Gnade erfahren als irgendeiner vom Baumvoss.

Eine Eichenkiefer? Botanische Abnormität?

Läßt mich erzählen.

Von ihres Samens Herkunft war sie eine Zweifelt, eine Eichel und ein Kiefernast. Doch der Himmel hat wohl hier, wie es bei fürstlichen Geschlechtern öfter geschah, eine ganz frühe Vermählung beschloßen. So sind sie enggefügt aufgegangen, zwei Wesen. Wie sie sich aber zu einer Einheit emporgerungen haben, das ist an ihrer Rinde und an ihrer Haltung erdreichend zu lesen.

In Meterhöhe vom Boden begannen sie sich zu bedrängen; es scheint Kämpfe gekostet zu haben. Die Kiefer bog aus, die Eiche suchte sich steil zu behaupten. Etwas später wurde sie krank. Unter der Stelle, wo jetzt die ersten Äste der Eiche weit ausgreifen, entstand ein Geschwür der Rinde, eine Überwältigung. Ihr härteres Holz wuchs gegen die Kiefer an, doch die Wund nicht mehr aus. Sie lehnt gerade an dieser Stelle untrennbar fest am Gefährten ihres Lebens, als habe sie zeigen wollen: Hier ist mein Platz bei dir. Nun will ich dir so nahe sein, wie nur ein Wesen dieser Erde dem anderen sein kann.

Die Verdickung der Eiche hat eine tiefe Aushöhlung des Kiefernstammes erzeugt. Darüber reckten sich heute die Zweige des Laubbaumes hin, und beider Wachstum begann reich, und wie es scheint, unangefochten, nach dieser Krankheit emporzustreben. Eng halten die Stämme von so verschiedener Art zusammen; in der weiten Verzweigung der Eichenkrone steht der rötliche Kiefernast wie in schirmenden Armen.

Man spürt es, daß bei der Eiche ein männliches Element waltet; ein wenig kurz, etwas knorrig. Aber die Eiche hinaus hat sich nun die Kiefer sicher ins Leben geredt. Einmal, im Anfang, mußte sie sich biegen, später wurde das Mit-einanderleben ein Getragensein zu schönster und freiesten Höhe. Die Kiefer lehnt noch einmal dort oben, in der guten Sonnenweite, bequem im Arm des letzten Eichenastes, ehe sie ihre lodere Krone im Winde wiegt. Diese letzte Stütze ist freilich etwas wund; der überhohe Gipfel säugt die Stürme und reißt den Ast; vermöhnt ruht die Kiefer, wo es hart wäre, sich allein zu behaupten.

Ein Symbol? Die Welt ist voll von Symbolen. Doch selten findet man eines, das so schön und klar und ohne kleine Lüge wäre, wie diese Eichenkiefer.

Mögen immerhin wikelnde Menschen sagen, daß auch dies Gleichnis hinkt oder schief steht, und daß man die beiden Baumwesen erst reden lassen müßte von ihren ehelichen Leiden, um zu wissen, ob es denn wirklich ein Tragen und Getragensein gewesen ist, was sie bis dahin miteinander erlebt haben. Und daß es vielleicht Kampf und immer nur Kampf bedeutet haben wird, in dem die scheinbar weichere Art des weiblichen Teils gesiegt hat, wie so oft im Leben.

Dieser Doppelbaum in der märkischen Heide steht dennoch da — man kann ihn nur mit Liebe und Genugtuung ansehen.

Man lernt nie aus.

Lionardo da Vinci, der große italienische Meister der Malerei, war auch ein sehr fertiger Sänger und Lautenist. Erstinder einer besonderen Lautenart, sowie eines verbesserten Griffbrettes für die Viola (Bratsche). Auch hierin zeigte er sich als vielseitiger Renaissancekünstler.

Der Name des irischen Dichters Bernhard Shaw ist auch der Name einer oder mehrerer angesehener Musikerfamilien, so Geoffrey Turton Shaws, eines Komponisten, der viel zur Hebung der englischen Volksmusik beigetragen hat, und Martine Shaws, der sich um die Kirchenmusik sehr verdient gemacht hat. Um 1700 lebte sodann noch ein bedeutender englischer Botaniker namens Thomas Shaw, und ein Tropenforscher, Robert Barkley Shaw, der 1877 als englischer Resident am birmanschen Hofe starb.

Goethe hat nicht nur damals sein Interesse für die Tonkunst bezeugt, viel darüber geschrieben und Beziehungen zu Musikern der Zeit gepflegt (Zelter), sondern sich auch direkt mit praktischen, akustischen und historischen Musikstudien befaßt, deren Ergebnisse allgemein nur wenig bekannt sind.

Felix v. Bevel.